



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Das Nationaldenkmal Kaiser Wilhelms I. in Berlin

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Das Nationaldenkmal Kaiser Wilhelms I. in Berlin



Als in den ersten Jahren nach dem Regierungsantritt Kaiser Wilhelms II. ein frischer, belebender Zug durch alle Gebiete des öffentlichen Lebens strich, empfand man diese Wohlthat nicht am wenigsten in dem engern Reiche, das die Künste umfaßt. Wenn man auch in einem Staate, zu dessen Grundfesten immer noch die altpreußische Sparsamkeit gehört, nicht den Beginn eines neuen augusteischen oder mediceischen Zeitalters erwartete, so wußte man doch von Kaiser Wilhelm II. so viel, daß in ihm, dem gebornen Soldaten, auch ein warmes Herz für die Künste des Friedens schlug, und daß er zu dem guten Willen, die Künste zu fördern, Verständnis und Urteil mitbrachte. Kaiser Wilhelm I. hatte dieses Verständnis nicht, und er war groß und selbstlos genug, das einzusehen und die Führung und Entscheidung auf diesem Gebiete, soweit es auf das Staats- überhaupt ankam, Berufnern zu überlassen. Wo seine Person selbst als Gegenstand künstlerischer Darstellung in Frage kam, beschränkte er sich immer nur auf die Kritik des Sachlichen, und in rein künstlerischen Dingen ordnete er seine persönliche Meinung, seinen Geschmack dem Urteil der Fachmänner unter. Im Gegensatz zu ihm war Kaiser Wilhelm II. von Anfang an entschlossen, auch auf diesem Gebiete seine eignen Ansichten, sein künstlerisches Glaubensbekenntnis zur Geltung zu bringen. Er nahm jede Gelegenheit wahr, über seine Ansichten keinen Zweifel aufkommen zu lassen, und es ist — wir nennen nur ein Beispiel — wohl noch in frischer Erinnerung, wie er, unter dem Eindruck der Baudenkmäler des alten Roms, über das Reichstagsgebäude Wallots geurteilt hat, im Gegensatz zu der überwiegenden Mehrheit der Architekten, die in ihren Fachblättern und den ihnen zu Gebote stehenden Zeitschriften und Tageblättern ihre absolute Hochschätzung dieses Bauwerks umso nachdrücklicher betonten.

Im Widerspruch mit ihnen hatte der Kaiser auch an dem Vermächtnis seines Vaters festgehalten, dem die Errichtung eines protestantischen Doms in der Hauptstadt zur Herzenssache geworden war und der noch als Kronprinz einem hervorragenden Baukünstler den Auftrag gegeben hatte, einen von ihm gefaßten Baugedanken in eine künstlerisch durchgebildete, praktisch durchführbare Form zu bringen. Der rasche Entschluß Kaiser Wilhelms II., diesen Plan aus-

führen zu lassen, fand in weiten Kreisen der Berliner Bevölkerung, die nach Vorbereitungen, die sich ein Vierteljahrhundert hingezogen hatten, endlich etwas sehen wollten, ebenso lebhaft Zustimmung, wie er in den Kreisen der Architekten Mißstimmung hervorrief; denn diese sind der Meinung, daß etwas Großes oder gar relativ Bestes nur aus dem Zusammenwirken möglichst vieler künstlerischer Kräfte, d. h. auf dem Wege eines allgemeinen Wettbewerbes gewonnen werden könne. Bald sollte es sich aber in einem zweiten, noch drastischeren Falle zeigen, daß der Kaiser kein Freund von ausgedehnten Konkurrenzen ist, daß er vielmehr die Meinung derer teilt, die da glauben, daß die Ausführung großer Pläne durch solche Konkurrenzen eher verschleppt als gefördert wird, und daß in den großen Konkurrenzen der letzten Jahrzehnte eine Menge künstlerischer Kraft nutzlos verzettelt worden ist, die besser hätte verwendet werden können.

Als nach den schweren Verlusten, die das deutsche Volk in der ersten Hälfte des Jahres 1888 erlitten hatte, Ruhe, Sammlung und feste Hoffnung auf die Zukunft wiedergekehrt waren, fand der Gedanke, dem ersten Kaiser des neuen Reichs an der Stätte seines gesegneten Wirkens ein Nationaldenkmal zu errichten, in ganz Deutschland freudigen Wiederhall. Daß man etwas des großen Kaisers würdiges, d. h. also in diesem Falle etwas außergewöhnliches zu schaffen hatte, war ebenso selbstverständlich wie das Mittel, das zur Erreichung dieses Zieles anzuwenden war. Wieder also ein allgemeiner Wettbewerb, bei dem die Architekten in den Vordergrund traten, weil die Meinung aufkam, daß große Denkmalanlagen nur mit hervorragender, sogar überwiegender Mitwirkung der Architektur ausgeführt werden könnten. Aber plötzlich wendete sich das Blatt: die Architektur, die bis dahin bei öffentlichen Denkmälern nur die Rolle einer Dienerin gespielt hatte, wollte die Herrin sein, und die Bildhauer wurden zu Handlangern der Architekten herabgedrückt. Daß diese Meinung wirklich die vorherrschende war, kam in der Mehrzahl der Konkurrenzentwürfe zum Ausdruck, die im Herbst 1889 ausgestellt wurden. Um den Konkurrenten einen möglichst freien Spielraum zu lassen, hatte das Programm fünf Plätze zur Wahl gestellt, und zunächst sollte mit Hilfe der Konkurrenz der zweckmäßigste Platz ermittelt werden. Die Architekten entschieden sich natürlich fast sämtlich für die größten, die zu haben waren, um Raum für die Ausführung ihrer bisweilen höchst phantastischen Pläne zu gewinnen, für Plätze außerhalb des Brandenburger Thores, wozu große Teile des Tiergartens ausgerodet werden sollten. Die Volksstimme dagegen sprach stärker für ein Reiterstandbild ohne architektonische Umgebung auf dem Pariser Platz, auf der Stätte, die dreimal den Einzug und die feierliche Begrüßung des ruhmgekrönten Siegers an der Spitze seines todesmutigen Heeres gesehen hatte. Es wäre die Erfüllung eines idealen Traumes gewesen: am Ostende der Linden, der großen Triumphstraße, das Reiterstandbild des großen Königs,

der Schlesien erobert und Posen gewonnen hat, am westlichen Ende das Reiterbild des großen Kaisers, der Elsaß und Lothringen dem Erbfeinde wieder entrissen hat, den Blick auf das Biergespann mit der Siegesgöttin gerichtet, die er als Jüngling mit seinem doppelt und dreifach von ihm gerächten Vater aus dem eroberten Paris zurückgeholt hat. Aus dieser schönen Symbolik ist ebensowenig etwas geworden wie aus den himmeltürmenden Plänen der Architekten, die mit Millionen wie mit Rechenpfennigen um sich geworfen hatten.

Die Absicht Kaiser Wilhelms II. trat bei der Konkurrenz des Jahres 1889 noch nicht deutlich hervor, obwohl es aufgefallen war, daß nach Schluß des Ablieferungstermins noch ein Konkurrenzentwurf der Ausstellung eingereicht wurde, der überdies nicht den Bedingungen des Programms entsprach. Dieser Entwurf war ganz neutral, und man glaubte daher, daß sein Schöpfer, Reinhold Vegas, damit nur eine Visitenkarte habe abgeben wollen, um wenigstens bei einem großen Wettbewerb nicht unvertreten zu sein. Es scheint jedoch, daß damals schon der Entschluß des Kaisers feststand, der sich sowohl für den Platz wie für den ausführenden Künstler entschieden hatte. Nachdem er sich das alte Kurfürstenschloß an der Spree zum Wohnsitz erkoren hatte, war er gewillt, die ganze architektonische Umgebung mit der künstlerischen Physiognomie des Schlosses in Einklang zu bringen. Die Häuserreihe an der der Westseite des Schlosses zugekehrten, Schloßfreiheit genannten Straße verletzte sein ästhetisches Gefühl. Sie wurde denn auch durch Mittel, die eine Lotterie aufgebracht hatte, beseitigt, und nachdem dadurch ein Platz gewonnen war, der zugleich zur Errichtung eines Nationaldenkmals für ausreichend erachtet wurde, kam die Angelegenheit zur Beschlußfassung an den Bundesrat und den Reichstag. Dieser war damals — im Juli 1890 — noch bei weitem nicht so oppositionslustig gestimmt wie heute. Die Entlassung Bismarcks hatte die einen mit Befriedigung, ja mit Freude erfüllt, die Thakraft der andern gelähmt, und so fand sich eine große Mehrheit, die beschloß, alle weiteren Entscheidungen dem Kaiser selbst zu überlassen und sich jedes weiteren Einspruchs — bis auf die Geldfrage — zu enthalten. Bald darauf fand noch eine engere Konkurrenz statt, an der sich aber nur, weil das Ergebnis vorausszusehen war, drei Bildhauer und ein Architekt beteiligten. Das Ergebnis war denn auch, daß Reinhold Vegas zunächst mit einem detaillierten Entwurf für das Denkmal an der festgesetzten Stelle beauftragt wurde. Zwischen dem Entwurf und der Ausführung verstrich aber ein geraume Zeit, trotzdem daß die ganze Angelegenheit mit einer selbst am Ende des neunzehnten Jahrhunderts beispiellosen Schnelligkeit betrieben wurde.

Allmählich war aber die Stimmung im Reichstage dem „neuen Kurs“ gegenüber kühler geworden, und als die Geldfrage zur Entscheidung kam, konnte es der Reichstag wagen, die geforderte Summe fast um die Hälfte zu verkürzen, weil die Reichsboten wußten, daß die Mehrheit des deutschen Volkes hinter

ihnen stand. Es darf nicht verschwiegen werden, daß das geplante Nationaldenkmal nach und nach in weiten Kreisen unpopulär geworden war. Man hatte nicht bloß an der Lotterie Anstoß genommen, sondern auch unangenehm empfunden, daß mit der Errichtung des Nationaldenkmals Zwecke verbunden wurden, die nur auf die Verschönerung des preußischen Königsschlusses abzielten. Man hat damals dem Reichstage Vorwürfe wegen seiner Nachgiebigkeit gemacht. Sie sind ungerechtfertigt gewesen, weil der Reichstag, abgesehen davon, daß er um jene Zeit die Hervorrufung eines Konflikts für nutzlos hielt, gar nicht die Macht hat, irgend ein Veto einzulegen, das über die Verweigerung der Mittel hinausgeht, wenn es sich um eine deutsche Sache handelt, die zugleich eine preußische ist. Denn der deutsche Kaiser ist in Berlin König von Preußen, und als solcher hat er das traditionelle, wenn auch nicht buchstäblich durch die Verfassung gewährte Recht, in seiner Haupt- und Residenzstadt in allen öffentlichen Angelegenheiten selbständig zu entscheiden. Ohne seine Genehmigung darf in Berlin keine Erweiterung des Bebauungsplans vorgenommen, keine Straße neu benannt, kein Denkmal auf einem öffentlichen Platze aufgestellt werden. Unter diesen Umständen wäre also ein Einspruch des Reichstags ein Schlag ins Wasser gewesen, und um sein Ansehen zu bewahren, konnte der Reichstag nichts anderes thun, als seine Kritik durch die Herabsetzung der geforderten Summe zu üben.

Diese nicht gerade erquickliche Vorgeschichte hätte in Vergessenheit gebracht werden können, wenn das Denkmal jetzt, wo es im großen und ganzen vollendet dasteht, alle Bedenken gegen den gewählten Platz siegreich niederschlägt und vor allem durch seine künstlerischen Eigenschaften jedermann überzeuge, daß es so und nicht anders sein konnte. Je öfter wir es aber anschauen, desto stärker wird die Empfindung, daß es dem Volke nicht verständlich sein kann, und daß die wahrhaft künstlerisch Gebildeten, auch wenn sie mit Begas und seiner ganzen Kunststrichtung fröhlich durch fette Tristen und sandige Stellen mitgehen, auch keine vollkommene ästhetische Befriedigung haben.

Vollstümlich ist das Denkmal nicht, weil es dem Volke die Gestalt des Kaisers ganz anders zeigt, als sie in seiner Erinnerung lebt. Es hat zwar nicht an nachgiebigen Lobrednern gefehlt, die die Verbindung des Reiters mit einem allegorischen Wesen, einer jungfräulichen, eine Palme tragenden Gestalt im altgriechischen Peplos, die mit der Rechten das Roß an einem vom Bügel seitlich herabhängenden Bande führt, durch einen Hinweis auf die sagenbildende Kraft der Zukunft gerechtfertigt haben. Späteren Geschlechtern werde Kaiser Wilhelm wie ein Held der germanischen Sage erscheinen, etwa gleich dem Kaiser Rotbart, mit dem ihn schon die höfische Poesie unsrer Zeit — sehr zu seinem Mißvergnügen! — verglichen hat, wobei sie sich sogar zu der barbarischen Wortbildung *Barbabanca* verstieg. Warum dann aber die historische Uniform mit dem aufgeschlagenen Interimsrock, dem Hohenzollernmantel und dem Helm?

Warum dann nicht gleich die römische Imperatorenracht wie beim Denkmal des Großen Kurfürsten? Einen Schritt dazu hat man ohnehin gethan, indem man dem Kaiser in die Rechte einen Feldherrnstab gegeben hat, den er auf seinen Oberschenkel stützt, wobei noch im Interesse der geschichtlichen Wahrheit bemerkt werden muß, daß Kaiser Wilhelm I. gegen bedeutungslose Insignien wie Feldherrnstäbe eine entschiedne Abneigung gehabt hat, wenn er sie auch andern zukommen ließ. Ganz besonders waren ihm aber die Krone und der übrige Ornat der alten deutschen Kaiser zuwider, worüber er sich, wenn er eigne Bildnisse in diesem Ornat sah, bisweilen sehr mißmutig ausließ.

Der Kompromiß zwischen geschichtlicher Wahrheit und idealistischer Auffassung, die in die Zukunft hineinwirken soll, ist also nur sehr unvollkommen geglückt. Und in welchem Zeitabstande von uns denkt man sich denn diese Zukunft, von der die richtige Würdigung dieses Denkmals erwartet wird? Kaiser Wilhelms lebende Gestalt ist durch drei Menschenalter, ohne zu wanken, hindurchgeschritten, und das dritte dieser Menschenalter wurde durch ihn so geprägt, daß der Geschichtschreiber, der die inhaltreichste Jubiläumsschrift zum 22. März 1897 verfaßt hat, einem frühern Werke mit Recht den Titel „Das Zeitalter Kaiser Wilhelms I.“ geben konnte. Wenn man nun von den letzten Lebensjahren des Kaisers in die Zukunft blickt, so wird es nach menschlichem Ermessen noch um die Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts viele siebzigjährige Männer und Frauen geben, auf deren Kinderge Gesichtern einst der milde Blick des großen Kriegs- und Friedenshelden geruht hat. Und sie werden, wenn sie ihren Enkeln das Kaiserbild zeigen, die Köpfe schütteln und sagen: So war er doch nicht! Er ließ sich in seinen letzten Entscheidungen nicht von Frauen, sondern von dem Räte erprobter Männer leiten! Und wer sind diese Männer? Wir sehen sie an seinem Denkmal nicht!

Man darf ein solches Stimmungsbild ebenfogut schon heute entwerfen, wie es die Lobredner des Kaiserdenkmals gethan haben, um den historischen Kaiser zu einem Idealbilde für die Zukunft umzuprägen. Wird die sagenbildende Kraft der Volksseele versagen, wo es sich um Männer wie Bismarck und Moltke handelt? Wenn wir die heutige Stimmung des deutschen Volkes richtig beurteilen: nein! Und gerade in diesem Jahre ist so ungewöhnlich viel zur Aufklärung des Verhältnisses dieser drei Männer durch Veröffentlichung von Briefen und Aktenstücken gethan worden, daß eine nachträgliche Korrektur der jetzt gewonnenen Auffassung kaum mehr möglich ist. Wir haben sogar mit Überraschung erfahren, daß Moltke in Augenblicken, wo die allgemeine Lage sehr günstig war, gezaudert hat, und daß Bismarck allein die treibende Kraft war, die bisweilen aber auch die Energie des einmal zum Äußersten entschlossenen Königs — wir erinnern nur an die sächsische Frage im Juli 1866 — mit Rücksicht auf seine letzten Pläne zügeln mußte. Wenn also einer berechtigt war, auf einem öffentlichen Denkmal, noch dazu auf einem aus den

Mitteln des ganzen deutschen Volkes errichteten Nationaldenkmal, die Zügel des kaiserlichen Rosses mit sanfter Hand zu führen, so wäre es Bismarck gewesen, nicht eine der allegorischen Frauen, mit denen sich Kaiser Wilhelm nur dann huldvoll, bisweilen auch in ergebener Gelassenheit absand, wenn sie ihm in Gestalt von weißgekleideten Jungfrauen bei seinen Siegeseinzügen oder bei feierlichen Empfängen während seiner Reisen zu Truppenbesichtigungen und Manövern entgegenkamen.

Aus rein sachlichen wie aus ästhetischen Gründen wäre aber auch nicht Bismarck als Rosselenker wünschenswert gewesen. Die sachlichen Gründe lassen wir beiseite, weil wir uns bei ihrer Entwicklung leicht in Erörterungen verlieren könnten, die mit dem Denkmal, wie es nun einmal dasteht, nichts mehr zu thun haben. Überdies fallen die ästhetischen Gründe auch viel schwerer ins Gewicht. Denn der führende Genius trägt nur dazu bei, Oberkörper und Antlitz des Reiters noch mehr zu verdecken, als es Hals und Kopf des Pferdes schon thun. Trotz oder wegen der gewaltigen Dimensionen des Reiters (Pferd und Reiter messen zusammen 9 Meter, der Genius  $5\frac{1}{2}$  Meter in der Höhe) gewinnt man nämlich von keinem Punkte der Schloßfassade, auch wenn man sich in die hinterste Ecke des nördlichen Portals hineindrückt, einen Standpunkt, der eine volle Vorderansicht der Reitergestalt ermöglichte. Nur eine befriedigende Seitenansicht, die auch einen schönen Umriss zeigt, erhält man, wenn man sich von der Schloßbrücke nach Süden wendet. Das hat auch Wegas beachtet, da er, freilich zum Schaden der Frontwirkung, das Denkmal über die Portale der Hallenarme um einige Meter vorgerückt hat. Der relativ beste Anblick bietet sich nur dem dar, der etwa vom ersten Stockwerk des Schloßes die ganze Anlage überblickt, und dieser Genuß kann selbstverständlich nur wenigen zu teil werden.

Bei der architektonischen Gestaltung der Halle, die den Denkmalsplatz nach Westen begrenzt, war ausdrücklich verlangt worden, daß die Säulenpaare so angeordnet werden sollten, daß sie nach allen Seiten einen freien Ausblick auf das Denkmal gewährten. Diese sehr wohlgemeinte Absicht hat aber die Gesamtwirkung empfindlich geschädigt. Eine geschlossene Rückwand der Halle hätte eine Art Kulisse geboten, die wenigstens den unangenehmen Durchblick auf das schmutzige Ziegelrot der jenseits des hinter dem Denkmal vorübergehenden Spreearms stehenden Bauakademie abgefangen hätte. Jetzt will man durch Beseitigung der Bauakademie Abhilfe schaffen. Die ist aber ein Werk Schinkels, der seinen festen Platz in der Kunstgeschichte hat, weil er vor sechzig Jahren den ersten Anstoß zur Wiederbelebung des heute zu hoher Blüte gelangten märkischen Backsteinbaues gab. Ihr reiner Kunstwert ist nur gering — das kann nicht bestritten werden! Aber selbst mit dem jetzt in aller Hast betriebnen Abbruch des „alten Baukastens“ — wie der Berliner Volkswitz die Bauakademie benannt hat — wird nicht viel gewonnen werden. Selbst wenn man den freigewordenen

Platz in eine Parkanlage umwandelt, werden die kolossalen Geschäftsgebäude, die dann wieder den neuen Hintergrund bilden, die Halle und das Denkmal überragen und einen Mißton in die geweihte Stätte bringen.

Der Versuch, das Denkmal auf dem Platze der Schloßfreiheit zu errichten, muß also bis auf weiteres für mißlungen erklärt werden. Der hinten vorübergehende Spreearm, der zur Zeit für den Verkehr unentbehrlich ist, dessen Beseitigung auch wieder eine völlige Umgestaltung der Schloßbrücke, des Lustgartens usw. nach sich ziehen würde, ist ein Hindernis, das auch unsre ersten Baukünstler, wenn sie zu Rate gezogen worden wären, nicht hätten überwinden können. Der tief in das Bett des Spreearms hineingeführte Unterbau für die Rückseite der Halle macht trotz des Aufwands an monumentalem Baumaterial den Eindruck eines Notbehelfs, eines Provisoriums. Daß die Anlage so, wie sie sich zur Zeit dem Auge bietet, nicht bleiben kann, ist jedem klar, der erst urteilt, bevor er spricht.

Die Notwendigkeit, das Denkmal gerade an dieser Stelle zu errichten, ist durch künstlerische Gründe ebenfalls nicht bewiesen worden, und an geschichtlichen fehlt es auch. Kaiser Wilhelm I. hat mit dem alten Königsschlosse an der Spree persönlich nur in sehr losem Zusammenhange gestanden. Er hielt es als das Schloß seiner Ahnen in Ehren, er begab sich dorthin, wenn er seinen Repräsentationspflichten als Herrscher oder als Gastgeber für große Hoffeste nachkommen mußte; aber das ganze Maß seiner Persönlichkeit war nur auf das schlichte zweistöckige Haus unter den Linden zugeschnitten. Seine Ansicht von künstlerischen Dingen hatte sich in der Gewöhnung an die Schöpfungen Rauchs und seiner Schüler gebildet. Auf Rauchs Friedrichsdenkmal sah er täglich. Wenn er auch Lenbach und Wegas Porträtitzungen gewährt hat, so geschah es nur, weil er in seiner Herzengüte keinem lieben Fürsprecher etwas abschlagen wollte. Innerlich waren ihm diese Künstler mit ihren über die schlichte Wahrheit hinausgesteigerten Schöpfungen fremd.

Wenn wir in den Werken von Wegas keinen wesentlichen Fortschritt über die glänzendsten Schöpfungen der Barock- und Rokokokunst zu erkennen vermögen, so sind wir ebenso weit entfernt, die deutsche Kunst auf den einseitigen klassizistischen Standpunkt Rauchs und seiner Schüler zurückzuweisen. Da aber die eine Richtung ebensowenig selbständig und eigenartig ist wie die andre, so hätte man bei einem Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm I. vielleicht besser die Stimmung seiner Zeit, seines persönlichen Werdens, seiner eignen Anschauung von dem Glanz des Lebens und seiner Abneigung gegen den prunkvollen Apparat der Herrscherwürde festgehalten, wenn für die Ausführung des Denkmals Künstler bestimmt worden wären, die, im Zusammenhang mit den Überlieferungen der Rauchschen Schule, mehr Sinn für echte Monumentalität, die zwischen Majestät und genrehafter Spielerei unterscheidet, als für gefällige malerische Wirkungen haben.

Nachdem aber die Entscheidung über die Platzfrage gefallen war, konnte keine andre Kraft gewählt werden als Begas, der mit dem Barockstil, den die Schloßfassade als Ergänzung verlangte, innig vertraut ist. Er hat mit seinen Gehilfen und Schülern in der kurzen Frist, die ihm der kaiserliche Wille gewährt hat, so außerordentlich viel geleistet, daß man ihm persönlich volle Anerkennung schuldig ist. Auch der Architekt Halmhuber, ein noch junger Mann aus Stuttgart, der sich in der Schule Ballots am Reichstagsgebäude gebildet hat, übrigens mehr Erfinder und Maler als Architekt, hat alles gethan, was zu machen war. Die weiblichen Idealfiguren, die vier Viktorien, die den Sockel umschweben, der Genius neben dem Kaiser, die vier prächtigen Löwen, die nach dem bekannten Denkmalschema auf dem Unterbau des Denkmals die Trophäen bewachen, auch das Relief des Friedens an der einen Sockelseite sind prächtige, für den erfindenden Künstler ehrenvolle Einzelheiten — aber das wirkliche, zum Herzen des ganzen deutschen Volkes sprechende Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm I. ist am 22. März 1897, übrigens bei einer der Volksstimmung entsprechenden gemäßigten Temperatur, nicht eingeweiht worden!



## Midasfinder

Von Hermann Weser

(Fortsetzung)

Drittes Kapitel

Wälder sind den Dichtern günstig, aber diesmal versagen sie



ie sollten doch den nassen Winkel einmal besuchen — jetzt erst hörte Viktor die sanfte Stimme seiner Hausfrau, als er vor dem Thore stand und Straße auf-, Straße ab sah, um zu erfahren, wohin er gehen solle. Sie hatte es vorgestern gesagt, aber heute vernahm er es erst. Man fährt mit dem Dampfboot um zwölf Uhr — fuhr die Stimme der Unsichtbaren fort. Und Viktor empfand eine große Lust, den schönen Ort mit dem häßlichen Namen sofort kennen zu lernen und dort die Einleitung zu seinem Buche in sein Taschenbuch niederzuschreiben.

Nun ist es gerade noch eine Stunde, bis das Dampfboot abgeht, das ist sehr gut, dachte Viktor, als er mehr in die Mitte der Bogelsgasse trat, die Uhr am Rathhausturm studirte, den frischen Hauch, der über die Dächer wehte, wie einen ermutigenden Gruß empfand und dabei an die Hemmnisse dachte, die sein Werk erfuhr. Es fehlte etwas in seinem Zimmer, dies Etwas mußte ihm die Feder führen, wenn es dawar, sein Fehlen hatte sie ihm offenbar heute morgen aus der